

Nr. 72. Bromberg, den 29. März 1934.



Roman von A. Schöneberg.

(20. Fortsetzung.) —— (Nachdruck verboten.)

Zu derselben Stunde, als Isenhardts Flugzeug über den Mondbergen kreiste, jagte Mirambo, der Präsident der Afrikanischen Union, in einem kleinen, schnellen Kreuzer der Luft nach Norden. Ihn litt es nicht in seinem Regierungssitz Kampala. Er wollte nach Norden, zu seinen Truppen, an die Front.

Der Krieg mit den Weißen war erklärt. Die Kriegsmaschine rollte. Der Krieg des Finanziers mit Aktien und Papiergeld war geschlagen, nun hatten die Generalstäbler mit Explosivmitteln, Gas und Gift das Wort.

Mirambo hatte Befehl erteilt, ihn nach der Einsatzstelle seiner besten Truppen zu fliegen. Er wollte noch einen Blick auf die Formationen werfen, die er zum großen Teil selbst geschaffen, sich noch einmal an ihrer Ordnung, ihrer erdrückenden Wucht erfreuen, sich stärken, Mut schöpfen, sein Herz und seinen Verstand beruhigen, die trotz aller Siegeszuversicht ein Bangen nicht unterdrücken konnten.

Er wollte seine Truppen noch einmal sehen, ehe sie — nach Stunden vielleicht schon — aus dem gigantischsten Kampfe aller Zeiten zurückkehrten, dezimiert, zerfetzt, ermüdet, zerrüttet und entnervt. Dieser Krieg würde in Stunden fordern, was andere in Monaten des härtesten Kampfes nicht verlangt, er würde in Stunden entschieden.

Nördlich Timbuktu, an jener alten Karawanenstraße, auf der schon seit Jahrtausenden der Verkehr nach Norden wies, senkte sich das Flugboot des Präsidenten zur Erde nieder. Die graue Morgendämmerung hob sich über die Wüste, als Mirambo sein Flugzeug verließ und auf einem Dünenkamme der Nachbarschaft Aufstellung nahm. Außer dem Flugzeugführer begleitete ihn niemand.

Es war an einer der zahlreichen Stellen, an der die wohlgepflegten strategischen Straßen endeten und sich in der Wüste verloren. Der Vormarsch der Landtruppen war bereits in vollem Gange. Unaufhörlich rollte und dröhnte es aus dem Süden herauf. Die Luft war erfüllt von einem unheimlichen, unbeschreiblichen Summen, Dröhnen, Rollen und Brausen wie von Millionen Rädern, Turbinen, Motoren und Propellern.

Mirambo zitterte, doch niemand, der das Dröhnen dieser ungeheueren Kriegsmaschinerie vernahm, hätte sich rühmen können, ruhig zu bleiben. Zischend schossen die Infanterietransportwagen heran, langgestreckt, niedrig, breit ausliegend, stromlinienförmig aufgebaut, vollständig geschlossen, Wagen, denen ein Umschlagen selbst beim Erklettern von Abhängen fast nicht möglich war. Im Hundertkilometertempo fegten sie heran. Schon von weitem winkte den Führern der blutrot leuchtende Warnungsball entgegen, der das Ende der Heerstraße bezeichnete.

Stoppzeichen der Wagen glühten rot auf, die Geschwindigkeit wurde vermindert, ein Schaltgeräusch — dann rollten die breiten Bandagen der Wüstenräder an und in nur unwesentlich gesenktem Tempo verlor sich die Fahrt nordwärts in Wüste und Sand. Strahlenförmig spritzten die Wagen, die auf der Straße in vierfacher Kette gefahren waren, auseinander, die eben noch hintereinander gefahren waren, rollten eine Minute später nebeneinander der feindlichen Front entgegen.

Hinter den geschlossenen Wagenfenstern hockten wie graue Schemen die Männer, die den Gigantenkampf ausfechten sollten. Schweigend saßen die Männer da, die Gasmasken um den Hals geschlungen, auf der Brust die Sauerstofflaschen, um den Leib die Gurte für ihre Maschinengewehre und automatischen Pistolen.

Die Gattungen der Infanteriewagen wechselten ab: Maschinengewehrtruppen, Flammenwerfer, leichte Minenwerfer, Gasminenwerfer, Stoßtrupps mit Dolch und Handgranaten.

Abwechselnd mit diesen brausten die Hundertschaften der Patrouillenfahrzeuge heran, kleine, wendige Motorräder, denen ein paar Liter Wasser im Tank einen ungeheueren Aktionsradius verliehen. Ihre Konstruktion gestattete die Anwendung in fast jedem Gelände. Dazwischen fuhren Nachrichtenformationen, Rettungskolonnen, Munitionsnachschübe und dann die Artillerie, motorisiert bis auf den letzten Kontaktknopf. Die Geschütze waren sämtlich Langrohrkonstruktionen, die einen ungemein weiten und sicheren Schuß gestatteten. Sie waren ausgesprochene schwarze Erfindung und sollten die Welt mit ihrer Wirkung überraschen.

Eingesprenkelt in den Aufmarschzug kamen hin und wieder Tankkolonnen, Panzerwagen aller Schwere, vom leichten Zweimanntank bis zur schwersten rollenden Festung. Das mochte die dritte oder vierte Reserve sein, denn die erste Tankwelle lag vor der Infanterie.

Von dieser Stelle aus erfolgte der Hauptstoß gegen das Herz der Saharasiedlung, gegen Tetuan, den Verwaltungssitz, gegen das Hauptsiedlungsgebiet der S. S. C. Deshalb waren an dieser Stelle auch die besten Truppen Afrikas eingesetzt. Da waren die Fulbe, jene berüchtigten Sklavenjäger der afrikanischen Vergangenheit, denen Brand und Mord und wildes Draufgängertum noch von Großvaters Zeiten her im Blut steckte. An ihrer Seite die Massai, das tapfere Kriegervolk der Steppe, die Kampfesmut und Todesverachtung mit dem rohen Blut und Fleisch frischgeschlachteter Rinder einschlürften.

Am Steuer der vorüberrasenden Wagen, an den Meßklauen der Entfernungsmesser, an den Bedienungshebeln der Waffen saßen die Haoussa, jenes hochentwickelte Volk des afrikanischen Westens; da folgten die Mundan, die Djerma, die Ikoma und wie sie alle heißen mochten. Wenn ihre Reihen gelichtet sein sollten, dann folgten die Millionenheere des äquatorialen Afrikas und dann die des Südens. Inner-

halb der nächsten 48 Stunden würden die Transportkolonnen nicht abreißen, und auch dann war Afrika noch lange nicht von Truppen entblößt. Wie eine Dampfwalze würden sie jeden Fußbreit Bodens überrollen und rücksichtslos in den Boden pressen, was sich ihnen entgegenzustellen wagte.

Noch ein paar Stunden, dann rollten Pionierzüge an dieser Stelle vorüber, und gegen Mittag folgten ihnen die Transportwagen mit Motorbarkassen und Dampfpontons. Der Morgen des kommenden Tages sah die siegreichen Truppen am Ufer des Mittelländischen Meeres, aber das Meer konnte ihrem Vormarsch kein ernstes Hindernis sein. Die Fahrzeuge würden im Bauch der Transportschiffe verschwinden, und hinüber gings, dem altersschwachen Europa an die rheumatischen Glieder!

Die gesamte gewaltige afrikanische Flotte befand sich in dieser Stunde ebenfalls auf dem Vormarsch, die nördlichen Gewässer vom Feind zu säubern und zu sichern.

Und plötzlich dröhnte und summte es in den Lüften, rauschte und brauste stärker als alle Zyklone zusammen: Die afrikanische Luftflotte hatte ihren Vorflug angetreten. In allen Höhenlagen blitzte und schimmerte es in den Strahlen der Morgensonne von gleißendem Duralumin.

Hier rollte die gewaltigste Zerstörungsmaschinerie gegen den Feind, die jemals die Menschheit aufeinander losgelassen hatte.

Armes Europa!

Mirambo, der schwarze Diktator, sprang in das Flugzeug. Die Tür flog automatisch hinter ihm ins Schloß. Der Pilot lächelte glücklich. Er war stolz darauf, diese Stunde mit dem Präsidenten der U. S. Afrika erleben zu dürfen.

Leicht und schnell erhob sich das Flugboot und schoß nach Norden.

In Sinnen versunken saß Mirambo in seinem Polstersitz. Ein plötzlicher, heftiger Ruck warf ihn fast vornüber auf die Nase. Das Flugzeug schoß, mit dem Bug voran, fast senkrecht in die Tiefe. Zwar fing der Pilot es sofort wieder auf, doch es taumelte und flatterte wie ein Blatt im Winde.

Mirambo rief ins Bordtelephon: „Was gibt's?"

Eine Antwort erhielt er nicht, doch das halb rückwärts gewendete, fahle Gesicht des Führers verriet kaltes Entsetzen. Eine unsichere, fahrige Handbewegung des Mannes nach dem nördlichen Horizont machte Mirambo auf eine Erscheinung aufmerksam, die auch ihm drückendes Unbehagen verursachte.

Nördlich voraus stand eine ungeheuere, schwefelgelbe, schwarz-gefetzte Wolkenwand, die bis hinauf in die Stratosphäre zu reichen schien. Eine Sperrmauer zwischen Himmel und Erde!

Der Motor blubberte, stotterte und setzte aus. Ruckartig wurde die Vorwärtsbewegung gehemmt. Der ganze Bau krachte, als wenn Riesenhände ihn zerquetschen wollten. Und plötzlich, ohne Übergang, ohne weitere sichtbare Veranlassung, drehte sich das Flugzeug wie ein Kreisel ein halbes Dutzendmal um sich selbst. Jeder Steuerversuch war erfolglos.

Die beiden Männer erwarteten, daß der nächste Augenblick sie zu Boden schmettert. Doch seltsam, das Boot sank nicht, es wurde mit rasender Schnelligkeit nach oben gerissen. Im nächsten Augenblick nahm es seine Fahrt nach Norden wieder auf, doch nicht mit der Kraft seiner eigenen Triebanlage, sondern aus unerklärlichen Gründen — mit dem Schwanz voraus, rückwärts fliegend.

Bei einer jähen Wendung sah Mirambo aus der Wolkenmauer über der Wüste Blitze zucken.

Blitze über der Wüste! Über El Djuf, dem Bauch der Wüste, wo nie ein Tropfen Regen fiel!

In diesem Moment erkannte der schwarze Diktator, daß Kräfte gegen ihn und seine Armee im Werke waren, von denen er nichts wußte, nichts ahnte, nichts kannte. Kräfte der entfesselten Natur, gegen die seine ungeheuere Heeresrüstung wirkte, wie ein Holzschwert gegen einen Flammenwerfer! Kräfte, die ein stärkerer Geist als der seine entfesselte, dirigierte und benutzte, um sein — Mirambos — in Jahrzehnten mühsam aufgebautes Angriffssystem in kürzester Frist zunichte zu machen, seinen Kriegskoloß in Stunden, vielleicht in Minuten zu vernichten.

Zwar erkannte er die Vorgänge nicht vollends, doch wußte er zu genau, daß einer dahinter stand, der nur ganze Arbeit leistete: Isenhardt!

Das fürchterliche Spiel, kaum begonnen, ging schon zu Ende! In diesem Moment sah Mirambo mit der Gabe des Hellsehers, daß seine Armee vernichtet war.

Zurück! befahl instinktiv sein Gehirn, der Selbsterhaltungstrieb. Doch sein Mund sprach das Wort nicht aus. Sein Gesicht verzerrte sich zu einem müden Lächeln. Niemals zurück! Er starb mit seinen Truppen!

Er dankte der Vorsehung, die ihm eingegeben hatte, seinen Getreuen zu folgen, mit ihnen zu siegen oder zu sterben. Die Schmach, den Untergang seines Volkes im sicheren Clubsessel zu Kampala mitzuerleben, blieb ihm erspart.

Kurze Zeit flatterte sein Fahrzeug an einer Stelle wie ein rüttelnder Turmfalke über der Maus, dann schoß es senkrecht in die Höhe. Der Zeiger des Höhenmessers schlug aus . . . 2000 . . . 3000 . . . 4000 Meter . . . und noch war kein Halten bemerkbar . . . immer höher ging's, der Stratosphäre entgegen.

Mirambo sah, wie der Pilot den vorschriftsmäßig aufgeschnallten Fallschirm bereit machte, seinen Sitz verließ und an der Ausstiegluke arbeitete. Er wollte ihm den Befehl erteilen, den Unsinn zu unterlassen, denn ein Öffnen der Luke in dieser Höhe bedeutete sofortigen Tod. Der Mann kam in der Tat nicht hinaus. Er sank im Führerraum zusammen. Das Blut schoß ihm aus Mund und Nase.

In 9000 Meter Höhe hatte die rasende Fahrt ein Ende. Das Fahrzeug machte kehrt. Die Wüste schoß aus der Tiefe herauf . . . ein Glutofen von Staub, Sand, Feuer, Blitzen!

Weltuntergang!

Mirambo wartete standhaft und ergeben auf das Ende. Doch hundert Meter über dem Boden legte sich das Boot in vollendeter Kurve, wie an einer Schnur gezogen, auf den Rücken und glitt über die Dünen hin. Dicht über der Erdoberfläche mußte ein komprimiertes Luftkissen liegen, das nur ein langsames Sinken gestattete. Das Flugzeug verlor, wie ein Vogel, der sich setzt, fast jede Fahrt, rasierte den Kamm einer Sanddüne, kippte über und rutschte rückwärts den Hang hinab . . . und stand.

Stand in einer unbeschreiblichen Nacht von niederprasselndem Sand, Erde, Steinen, Fetzen und Brocken unheimlicher Herkunft . . . stand in einem unfaßbar schweren Tropenregen.

(Fortsetzung folgt.)

Der falsche Lotse.

Eine lustige Geschichte aus den Dünen,

erzählt von **Hermann Scharfenberg.**

Ihren Namen hatte er bereits feststellen können. Sie hieß Margot Norrwind und wohnte bei ihrem Onkel, der am Heiderande, hart über den Dünen, ein Haus besaß.

Sie mußte ein herrliches Weib sein, etwa 28 Jahre alt. Einmal vermochte er ihr Antlitz zu sehen, als sie ihren Südwester vom Kopfe nahm, um ihr Flachshaar zurückzustreichen: Augen von unsagbarer leuchtender Bläue, Wangen — zart und so rot, als ob sie aufgemalt waren. Und kühn war diese Frau. Jeden Tag, bei Sonnenschein und Sturm, fuhr sie mit dem alten Schiffer Moog hinaus aufs Meer, und wenn bei ihrer Heimkehr die Flut gekommen war, dann trug sie Geerd, der junge Lotse und Neffe des alten Moog, vom Boot ans Land.

Dr. Paul Kannenschmidt war ein junger Assistenzarzt im städtischen Krankenhaus in Kopenhagen. Er verstand mancherlei Krankheiten zu heilen und trieb auch in bescheidenem Maße Sport. Ein ausgemachter Schwächling war er keineswegs; aber mit einem wetterfesten Schiffer konnte er sich nicht messen; er wußte dies auch. Und dennoch stieg es in ihm wie eine Kampfeslust auf. Er beneidete den Schiffer, der täglich das herrliche Weib in seinen braungesengten Armen halten durfte.

Paul Kannenschmidt sann darüber nach, auf welche Weise er die Frau erringen konnte. Zunächst war es nötig, den Lotsen zur Seite zu schieben. Er haßte ihn; aber mit Herausforderung oder Skandal war hier nichts zu machen. Er, der Städter, hätte dabei wohl den kürzeren gezogen.

Da kam ihm ein Gedanke. Er begab sich zum alten Moog. Der war ein Freund von Branntwein und ein Feind der gelehrten Leute. Nachdem Kannenschmidt ihm eine Flasche Schnaps verehrt und der Schiffer sie zur Hälfte geleert hatte, begann der Arzt auf die Studierten zu schimpfen; er sei bereit, Schiffer zu werden.

Der alte Moog kratzte sich nachdenklich in seinen langen grauen Locken.

Er möchte zunächst einmal einen Versuch machen, meinte Assistent Kannenschmidt. Ohne weiteres schlüpfte er in die gewaltigen Wasserstiefel des Geerd, die auf der Stange vor dem Ofen hingen, und drückte sich den Lotsenhut auf. Dadurch wurde die heitere Stimmung, die der Branntwein und das verächtliche Reden von den „Studierten" erzeugt hatten, noch gehoben.

Auf den Lärm kam Geerd, der Lotse, herein. Der mußte auch lachen, aber etwas verächtlich; denn die Figur des Mediziners paßte nicht ganz in die Schiffertracht.

„Was meinen Sie, Geerd, wenn ich morgen das gnädige Fräulein aus dem Boote trage?" fragte Paul Kannenschmidt.

„Immerzu, Herr Doktor!" lachte Geerd.

Nun nahm der Assistenzarzt eine recht geschäftsmäßige Miene an. „Also, Geerd, ich übernehme für die nächste Woche Ihre Trägertätigkeit."

Der junge Mann sah seinen Onkel an; dieser blickte sinnend zurück.

Dr. Kannenschmidt fuhr fort: „Ich will sogar meine Arbeit bezahlen. Sie bekommen zwanzig Mark."

„Abgemacht!" lachte wiederum der blonde, braungebrannte Bursche.

„Und eck?" meldete sich der Alte.

„Eine Flasche Aquavit."

„Man to! Awwers die supen wir glik." Das geschah.

Assistent Kannenschmidt verbrachte eine unruhige Nacht. Noch weniger Ruhe fand er am Tage. Die Sonne lag auf dem Meere, die Wellen zuckten wie Flammen auf, und die Möwen kreischten. Sein Herz klopfte.

Seit einigen Stunden stak er in den Wasserstiefeln und der Tranjacke. Er mußte gestehen, daß er — trotz des großartigen erhabenen Zweckes, sich nicht sehr wohl darin fühlte.

Da — mit einem Male — hielt das Boot des alten Moog etwa fünfzig Schritt vom Ufer entfernt.

Himmel, jetzt hatte Paul Kannenschmidt das Ziel seiner Sehnsucht erreicht. Jetzt durfte er die göttliche, geheimnisvolle, unnahbare Frau in den Armen halten.

Der alte Moog war bereits aus dem Boot gesprungen. Der junge Arzt stürmte durchs Wasser. Die Stiefel waren noch einmal so schwer geworden, und als sie ihren Arm auf seine Schultern legte, knickte er beinahe zusammen.

Sie war nicht schwer, und doch schlotterten seine Knie. „Ach, ein anderer", sagte sie. „Ist Geerd auf Fahrt?"

Kannenschmidt vermochte nicht zu antworten.

„Um Himmelswillen, Sie werden mich doch nicht fallen lassen!" stieß sie mit einem Male hervor, als er einige Schritte getan hatte.

„O nein, gnädiges Fräulein!" keuchte der Assistent.

„Ich bin eine Frau . . ."

Da lagen sie!

Sie stieß einen Schrei aus und erhob sich schneller als ihr Träger, ohne aber zu schimpfen. Sie schüttelte sich und ging dem Ufer zu. Ehe der alte Moog hinzuspringen konnte, kam Geerd, der den heimlichen Beobachter gespielt hatte, barfuß durch das Wasser gesaust.

Wie Paul Kannenschmidt nach Hause gekommen war, das wußte er nicht. Er konnte sich nur einer Menge Menschen erinnern. Geerd war die Sache gleichgültig; seine 20 Mark hatte er in der Tasche. Aber der alte Moog schimpfte: „Jeden Tag hebb eck twei Mark verdeent. Dat is nu vörbi wegen dem twaatsch Kirl!"

Am anderen Tag machte sich Assistent Kannenschmidt auf zum Gut Norrwind. Erfreulicherweise brauchte er sich nicht melden zu lassen; denn sie stand vor dem Hause und schaute über die Dünen zum Meer hinab. Er stellte sich vor.

„O das ist rührend. Aber wir haben einen Hausarzt. Und überdies hat die Tollpatschigkeit dieses Burschen durchaus keine schlimme Folgen gehabt", sagte sie, ihm die Hand reichend.

Daran hatte er garnicht gedacht. Als er sich als dieser Tollpatsch entlarvte, nahm sie ihn mit hinein und hörte gerührt die Geschichte an. „Für mich kommen Sie leider nicht in Frage", meinte sie taktvoll, eine Träne im blaublitzenden Auge. „Aber meine Tochter . . ."

Bei einer starken Tasse Kaffee kam Assistent Paul Kannenschmidt wieder zu sich. Weihnachten darauf heiratete er die Tochter der Frau Margot Norrwind.

Der Ameisenbär.

Humoreske von Christian Andersen.

Kapitän Blohm, einer der beliebtesten Kapitäne, die jemals auf Schiffsplanken herumregierten, der sein Tagewerk als verpfuscht ansah, wenn er nicht einem Ulk auf die Hinterbeine geholfen hatte, saß in seinem Sorgenstuhl an Deck und stützte sein Kinn auf die fleischige Hand. Er sann, er dachte und war in diesem Zustand gefährlich, wie jeder an Bord wußte. Erschwerend wirkte heute noch der Umstand mit, daß der Tag schon fortgeschritten war, ohne daß bisher etwas über einen neuen Witz laut geworden war. Der Sorgenstuhl des Kapitäns war aus einem durchgesägten Vierhundertliter-Oxhoft zurechtgezimmert, mit einer kräftigen Armlehne versehen und gerade groß genug, die Fülle seines Leibes aufzunehmen. Kapitän Blohm gähnte, die Welt war heute wahrhaftig langweilig.

Der Matrosenjunge Piefke, auch Mieke genannt, kam unversehens in den Gesichtskreis des Schiffshäuptlings.

„Mieke", lockte Kapitän Blohm, „komm mal her, mein Junge!" Dieser mußte nun wohl oder übel näherkommen. „Mieke", fuhr der Alte väterlich-freundlich fort, „deine Taschen sind so geschwollen. Was hast du dir denn heute besorgt?"

„Ich klaue nicht, Herr Kapitän, etwas altes Brot, vom Küper bekommen." Zum Beweise holte er es aus den Taschen.

„Du hast wohl Tiere, Mieke, nicht wahr?"

„Einen ganz kleinen Ameisenbär", stotterte der Junge.

Kapitän Blohm lächelte: „Ich wußte doch, daß etwas mit dir nicht in Ordnung war. Du weißt, das Mitnehmen von Tieren ist verboten. Bringe mir deinen Ameisenbär sofort hierher!"

Der Junge entfernte sich eiligst, der Steward brachte den Nachmittagskaffee und Apfelpfannkuchen. Mieke kam mit seinem Ameisenbär zurück, er führte ihn an einer Kette, das Tier marschierte aufrecht auf den Hinterbeinen. Der Kapitän besah sich abwechselnd den Ameisenbär und den Jungen: „Mieke, du bist furchtbar angeschmiert. Ein Ameisenbär ist klein; dies ist ein Waschbär!" Fragend sah er den Jungen an.

„Herr Kapitän, er war mal ganz klein, ist aber so furchtbar gewachsen, mir gehört auch nur ein kleiner Teil davon."

„Hab' ich mir gedacht. Wer ist dein Teilhaber?"

„Das darf ich nicht sagen, eigentlich füttere ich ihn auch nur", stotterte er und wurde rot.

„Wieviel Futterlohn ist dir versprochen, Mieke?"

„Fünf Mark und die alten Gummistiefel vom Herrn Bandlo."

Kapitän Blohm pfiff leise durch die Zähne. Er hatte heute doch noch Glück. „Mieke, aus dem Ameisenbär ist ein Waschbär geworden. Wie ist das möglich? Wir müssen der Sache auf den Grund kommen. Siehst du auch ein, nicht wahr? Lauf zum Ersten Offizier! Ich ließe ihn herbitten, er soll den großen Brehm mitbringen."

Mit jungenhafter Selbstverständlichkeit gab Mieke seinem Kapitän die Bärenkette in die Hand und eilte davon. Blohm nötigte nun den Bären auf seinen Sorgenstuhl, wo sich das Tier gemütlich niederließ, rückte die Apfelpfannkuchen in den Bereich seiner Tatzen und enteilte durch den nächsten Niedergang.

Als der Schiffsjunge, begleitet von dem Ersten Offizier, zurückkam, stieß er beim Anblick des veränderten Bildes einen Schrei aus. Der Waschbär führte sich gerade den letzten Apfelpfannkuchen zu Gemüte. „Mieke, wo ist der Kapitän?" fragte der Erste Offizier.

„Er saß vorhin in seinem Stuhl", war die ängstliche Antwort.

„Mieke, der Bär hat den Kapitän aufgefressen, und jetzt verspeist er die Apfelpfannkuchen als Nachtisch hinterher. Ob er ihn wohl ganz heruntergeschluckt hat? Ich will ihn mal fragen."

„Wie können Sie nur noch Spaß machen?" rief der Kleine ungläubig zitternd.

„Spaß machen? Ich denke nicht daran, die Sache ist furchtbar ernst und gefährlich." Der Offizier trat an den Waschbären, der ihn anscheinend sehr gut kannte, heran, öffnete mit beiden Händen dessen Maul und schrie in den offenen Schlund hinein: „Hallo, hallo, sind Sie noch am Leben, Herr Kapitän?"

„Danke für gütige Nachfrage! Man hat es schwer, aber man schafft es", antwortete eine dumpfe Stimme aus dem Bärenmagen. Der Offizier sprang mit einem Satz zehn Schritte von dem Bären ab und griff sich, als sei er tödlich erschrocken, an die Stirn. Mieke traten vor Angst die Augen aus dem Kopfe. „Soll ich den Bärenbauch aufschneiden und Sie herauslassen, ehe Ihnen die Puste ausgeht?" rief der Erste erneut in den Bärenhals hinein.

„Danke, nicht nötig", kam die Antwort zurück. „Binden Sie dem Bären einen Kanonenschlag unter den Schwanz, stecken Sie ihn unter mein Sitzfaß! Meine Neugeburt entwickelt sich dann von selbst."

Mieke holte einen Kanonenschlag aus der Feuerwerkskiste, dieser wurde wie angewiesen befestigt und der Bär unter das Faß befördert. Das gutmütige Tier ließ alles mit sich geschehen.

„Mieke, jetzt kein Wort sagen und schnell um die Ecke, ehe der Schuß losgeht!" sagte der Erste Offizier zu dem gänzlich verdatterten Jungen und zog ihn hinter den Decksaufbau. Da, „Bang!" ein Kanonenschuß. In fliegender Eile, hinter sich Mieke, stürzte der Offizier nach dem provisorischen Bärenbehälter und — Mieke weinte laut auf, von allen Seiten kamen Leute angelaufen — Kapitän Blohm saß behaglich in seinem Sitzfaß und hielt einen Apfelpfannkuchen in der Hand, den er genußsüchtig einzunehmen im Begriff war. Zu seinen Füßen lag der Waschbär.

Mieke war nicht wieder zu bewegen, den Bären anzufassen. Er willigte freudig ein, als Kapitän Blohm sich erbot, ihm seinen Anteil an dem Tier für zehn Mark abzunehmen, versprach auch hoch und teuer, nie wieder flunkern zu wollen.

„Meinen Anteil an dem Waschbären schenke ich dem Zoologischen Garten in Hamburg", sagte Kapitän Blohm zum Ersten Offizier.

„Der andere Teilhaber wird gar nicht mehr in Erscheinung treten", erwiderte dieser. „Aber wie haben Sie nur die Stimme aus dem Bärenmagen so naturgetreu fertiggebracht?"

„Aus der Kabine unter uns, Herr Bandlo. Ich saß dort und beantwortete Ihre Fragen durch den Luftschacht, der sich hier unter meinem Sitzfaß befindet; der Kanonenschuß kam aus meiner Scheintodpistole."

„Für heute haben wir Spaß genug gehabt", meinte der Erste Offizier. Kapitän Blohm sah dem sich Entfernenden nach. „Reingefallen!" lachte er. „Mit mir zusammen wolltest du keinen Bären kaufen, wolltest allein verdienen, nun verschenke ich den Bären, der dir gehört, und wir sind quitt." Zufrieden nickte er vor sich hin.

Der Pokal.

Skizze von **Paul Krasnitz**-Purkersdorf.

Da gab es im kleinen Museum meiner Heimatstadt einen Pokal, den man erwähnte, wenn man des Ortes Ranganspruch vertrat. Irgend ein Wechselfall eines vergessenen Krieges hatte ihn hergebracht als goldenen Abglanz einer reichen Welt. Jetzt glomm er rötlich gelb im musealen Dämmern und tat mit seinem bauchig reichen Zierwerk sehr prunkvoll, wenn man näher kam. Für den jedoch, der ihn mit zarter und froh bereiter Hingebung zur Ansicht hob, war's wohl ein köstliches Gefäß.

Es wären, so könnte man es sagen, die Menschen nicht erstaunt gewesen, wenn einer diesen Becher tief in sein Herz geschlossen hätte, so schön dachte sich ihn die Bürgerschaft und war, obwohl nüchtern wie jede Bürgerschaft, bereit, sich selbst mit Zeitläuften voll abzufinden, in denen ein Gemeindeschreiber die Freude der achtbaren Ratsversammlung am Pokal in sich vereinigte, so wie die Bauern einst bei Sempach die Habsburgischen Speere in der Brust. Wohl: Süß und schmerzlich war dieses Ergötzen des alten Schreibers an der Pracht der Welt.

Süß und schmerzlich auch sein wunderlicher Drang, den hohen Flug seiner Begeisterung um jeden Preis auf seine Zuhörer zu übertragen. Hielt er den spärlichen Besuchern des Museums den Pokal entgegen, ihn mit genießend sanftem Druck zu glitzernder Umdrehung zwingend, dann wußte er, oft auf geniale Art, den Widerhall seiner naiven, bräutlich stolzen Liebe zu erzwingen.

Dem deutschen Landsmann gab er Vermutungen, die für die Zuweisung des Bechers in diese oder jene Goldschmiedschule sprachen, zitierte aus Geschichtswerken, um zu belegen, warum in diesem oder jenem Kriege der Becher in die Stadt gekommen wäre, damit sich so, gedankenvoll umgeben von Rätsel und Vermutung, die Liebe zum Pokal ins deutsche Wesen schliche.

Dem Gast aus Frankreich gab er Anekdoten, seltsames Weltgeschehen, bunt um den Goldbecher gruppiert, mit geistreich spitzen Redespielen als Verbrämung und erweckte so gallische Zuneigung für den Pokal.

Dem Engländer sprach er von der Familie, die, wie man annahm, das jetzige Museumsstück durch viele hundert Jahre auf ihrem Stammschloß aufbewahrte. Und vor dem Italiener beschrieb er beredt den weichen Schmelz, die feurig volle Linie des grandiosen, des stolzen Goldpokals.

Man glaube nicht, daß unser Greis viel Kenntnis von der Völker Seelenart besaß. Er ward nur hellsichtig durch seine stille Liebe, durch jenen schmerzlich süßen Drang, den Abglanz seiner Leidenschaft in fremdem Auge zu sehen.

Ein schönes Wunder war der alte Mann mit seinem Wissen von den Seelen fremder Völker, das ihm eine weltfremde Liebe gab. Was sich im breitraumigen Schicksal in fernen Ländern in den Wesen formte, das las er von den Augen ab, er, der am stillen Ort des ländlich stillen Städtchens lebte, wo man den harten Gang der Weltenmühle nur ganz von fernher hörte. Im Lichte des Pokals, des lieben, blieb ihm kein Wesen dunkel.

Zutiefst ergriff es doch, wenn dieses weiche, verträumte und grundgütige Gesicht bei einem Gast aus den Vereinigten Staaten das harte Pionierschicksal Amerikas durchlitt, das wahllos Eingewanderte zum Volke machte, wenn vor dem Hörer aus Amerika des Schreibers deutsches, naiv-romantisches Gemüt den kantigen, brutalen Broadway-Rhythmus fühlte und so den Weg zum roh klirrenden Satze fand, der ihm des Yankees Seele sprengte: „Der Becher kostet zwanzigtausend Dollars!"

Die Kraft der Liebe zu dem Ideal erschloß dem Greis die Welt, von der er sonst nur wenig wußte. Gespeist vom Quell seiner selbstlosen Hingabe wuchs seine Seele in die Ewigkeit.

Ich nahm das Bildnis des Pokals mit einer Widmung des nun längst verstorbenen Schreibers mir in mein Leben mit. Als teures Votivbild unserer deutschen Art.





„Meier — sind Sie verrückt oder bin ich es?"
„Aber Herr Chef — ein Mann wie Sie wird doch keinen verrückten Buchhalter haben!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.